LISIA BÜRGI, EVA KELLER (HG.)

Ausgeschlossen einflussreich

Handlungsspielräume an den Rändern etablierter Machtstrukturen

SCHWABE VERLAG

Lisia Bürgi, Eva Keller (Hg.)

Ausgeschlossen einflussreich

Handlungsspielräume an den Rändern etablierter Machtstrukturen

Festschrift für Brigitte Studer zum 65. Geburtstag

Schwabe Verlag

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2020 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz
Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.
Abbildung Umschlag: Leibundgut, Helga: Nationale Demonstration zum 8. März (Internationaler Tag der Frau), Fribourg, 1978 – Demonstrantinnen mit Pappfiguren «Laissez les vivre – je m'en occuperai», «Laissez venir à moi les petits enfants», Fotografie, Datenbank Bild+Ton, Schweizerisches Sozialarchiv (SozArch) F 5110-Fc-024.
Korrektorat: Ricarda Berthold, Freiburg i. Br.
Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel
Layout: icona basel gmbh, Basel
Satz: 3w+p, Rimpar
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN Printausgabe 978-3-7965-4174-2
ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4175-9
DOI 10.24894/978-3-7965-4175-9
Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch
www.schwabe.ch

Inhalt

Elena Mango: Grusswort der Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern 9

Patricia Purtschert und Michèle Amacker: Neue Räume schaffen: Brigitte Studer und das IZFG 11

Fabienne Amlinger: Festrede zur Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Brigitte Studer am 5. Dezember 2019 15

Lisia Bürgi und Eva Keller: Einleitung 19

1. Gemeinsam bewegen und verändern

Caroline Arni: Die Frauen, die Fabrik und die Mutter des Autors 27

Matthias Ruoss und Regula Ludi: Umdeuten und aneignen. Feministische Neucodierung der Freiwilligkeit in den 1970er- und 1980er-Jahren 35

Carola Togni: Un siècle d'engagement féministe pour les droits des chômeuses (1920–2000) 51

Marc Perrenoud: La Genève internationale, une ressource pour les féministes suisses? Effets et limites des impulsions internationales pour les combats des femmes suisses (1919–1939) 65

Leo Grob: Umkämpfte Deindustrialisierung. Streiks und Restrukturierungen bei Alusuisse in Italien um 1970 85

2. Individuelles Handeln und geteiltes Erfahren

Gabriella Hauch: Isa Strasser: Land ohne Schlaf (1970). Ein autobiografischer Roman über das Leben in Moskau in den 1920er-Jahren 105

Bernhard C. Schär: Löchrige Quellen und lückenhafte Erzählungen. Wie Frau Silla in Borneo die Gründungsgeschichte der Schweiz trotzdem mitprägte 121

Kristina Schulz: Historische Kritik des Sorgens und Dienens. Oral History des Welschlandjahrs 145

3. Deuten und Erinnern

André Holenstein: Majorität, Minorität, Parität. Die Aushandlung des Landfriedens im Thurgau 1713 163

Roman Rossfeld: Schüsse auf dem Fraumünsterplatz. Der Landesstreik, Füsilier Vogel und das Handwerk des Historikers 191

Regina Wecker: Ist 1967 das wahre achtundsechzig? Gegenkultur, Hippie-Kultur und 68er-Bewegung 225

Patrick Kury: «Willkommenskulturen» im Kalten Krieg. Der Ludwigbericht und die Elastizität staatspolitischer Maximen 253

Sacha Zala: Die Konjunkturzyklen des Carl Lutz. Vom Gerechten unter den Völkern zum Feindbild der #BlackLivesMatter-Bewegung? . 267

Magali Delaloye et Sonja Matter: Explorer l'histoire pour comprendre le présent. Regard sur le parcours de Brigitte Studer, chercheuse et enseignante 279

Schriften von Brigitte Studer 299

Autorinnen und Autoren 315

Tabula Gratulatoria 321

Porträt Brigitte Studer, Foto: Vera Knöpfel / © Universität Bern.

Grusswort der Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern

Die vorliegende Festschrift erscheint zum 65. Geburtstag von Kollegin Brigitte Studer und damit zeitgleich mit ihrer Emeritierung. So ist es mir eine Freude und Ehre, das Grusswort dazu beizutragen.

Die Studienjahre von Brigitte Studer an der Universität Fribourg in den Fächern Geschichte und Anglistik, später ihre Assistenzzeit an der Universität Lausanne und ihr Aufenthalt an der École des Hautes Études en Sciences Sociales in Paris bedeuteten die Auseinandersetzung mit verschiedenen Forschungsansätzen und Forschungsgebieten, die sie alsbald durch ihre Arbeiten zu einer anerkannten Wissenschaftlerin machen sollten. Bereits 1982 sind es ihre Forschungen zur Geschlechtergeschichte, die sie im Rahmen ihrer *Thèse de Licence ès lettres* über Rosa Grimm – eine biografische Arbeit zu Geschlechtergeschichte und Arbeiterbewegung – anging, und später immer wieder unter verschiedenen Aspekten beleuchtete. Es folgten grundlegende Forschungen zu den transnationalen Beziehungen der kommunistischen Internationale (‹komintern›) und zur Kommunistischen Partei der Schweiz, die sie erstmals in ihrer sehr umfangreichen Dissertation analysierte, ein grundlegendes Werk und eine Verflechtungsgeschichte *avant la lettre*. Ihre Aufarbeitung der Geschichte der schweizerischen Kommunistischen Partei und des russischen Stalinismus machten Brigitte Studer als Expertin weltweit bekannt.

Kollegin Studer wurde im Jahre 1997 an das Historische Institut der Universität Bern auf das Ordinariat für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte berufen und war 22 Jahre lang Mitglied der Philosophisch-historischen Fakultät. Durch ihr grosses Engagement in Forschung und Lehre hat sie deutliche Zeichen gesetzt und das Bild des Historischen Instituts nach innen und nach aussen massgebend geprägt.

Ihre Forschungsenergie hat Brigitte Studer zu einer Forschungspersönlichkeit mit internationaler Reputation und nationaler und internationaler Anerkennung gemacht. Im Rahmen ihrer sowohl national, als auch international und genauso lokal verorteten Forschungsthemen – ausser den bereits genannten Fachgebieten handelt es sich um Themen wie die 68er-Bewegung und die nachfolgend entstehende Neue Frauenbewegung und ihre Akteurinnen und Akteure in der Schweiz, die Sozialgeschichte des Politischen, des Staates und der Gesellschaft und die Geschichte des Schweizer Bürgerrechts – ist sie ihrem Credo «Geschichte muss gegenüber gesellschaftlichen Anliegen und Problemlösungen porös sein» auf vielfältige Weise gerecht geworden. Sie hat wichtige gesellschaftliche Grundlagen erarbeitet, inhärente, kulturell konstruierte, strukturelle Paradigmen aufgedeckt, diese in ihrem zeitlichen und geografischen – europäischen bisweilen auch weltweiten – Kontext verortet und neue zu beschreitende Wege aufzeigt.

Ausdruck ihrer reichen und erfolgreichen Forschungsaktivität bilden eine grosse Anzahl an grundlegenden Publikationen, zahlreiche Forschungsprojekte und eine damit einhergehende intensive Förderung des akademischen Nachwuchses über alle akademischen Stufen. Vom Ansehen, das Brigitte Studer im Laufe ihrer akademischen Vita als Forscherin im Inland wie im Ausland gewann, zeugen wichtige Funktionen in verschiedenen Institutionen, u. a. im Forschungsrat des Schweizerischen Nationalfonds, im Conseil Scientifique du Département des Sciences de l'Homme et de la Société, im CNRS Paris, am Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, in L'Homme, CLIO, im Communism London u. a. m.

Ihr langjähriges Engagement im Rahmen des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung der Universität Bern, das sie als Mitbegründerin und langjähriges Mitglied des wissenschaftlichen Beirates und der Graduate School of Gender Studies geprägt hat, ist eines der zahlreichen Zeichen ihrer Bereitschaft, sich für wichtige gesellschaftliche Themen und das grössere Ganze einzusetzen.

Ad multos annos!

Prof. Dr. Elena Mango

Neue Räume schaffen: Brigitte Studer und das IZFG

Die Standing Ovations nehmen kein Ende. Souverän und inspirierend hat Brigitte Studer in ihrer Abschiedsvorlesung «Helvetia ist eine Frau. Die Geschichte der modernen Schweiz» am 5. Dezember 2019 vor prall gefülltem Saal einmal mehr die Geschlechterperspektive in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen zur Schweizer Geschichte gerückt. Überzeugend hat sie gezeigt, dass dieser Zugang, den nicht wenige Historiker und auch einige Historikerinnen noch immer für optional halten, unabdingbar ist für die Erforschung moderner Historie. Und zwar schlicht und einfach darum, wie Brigitte Studer den Zuhörenden am Beispiel von Überlegungen zur Demokratie, dem Wohlstand und der soziopolitischen Stabilität in der Schweiz vor Augen führte, weil Geschichtsschreibung ohne Geschlechterperspektive lückenhaft, unvollständig und verzerrt bleibt, und damit den eigenen, hoch gehaltenen wissenschaftlichen Standards nicht genügen kann. Ein überzeugenderes Argument gibt es nicht in der Welt der Akademie.

Die meisten Autor*innen dieser Festschrift werden diesen Faden aufnehmen und zeigen, wie Brigitte Studers Arbeiten Geschlechteraspekte und andere marginalisierte Perspektiven aufnimmt und damit neues Wissen möglich macht, Wissen aus der Perspektive von Frauen, von behinderten, entrechteten, sozial und ökonomisch benachteiligten Menschen. Ausgeschlossene Stimmen einflussreich für die Geschichte machen, dieses Credo hat aber nicht nur Brigitte Studers Forschung angeleitet. In unserem kurzen Beitrag erinnern wir daran, dass sie sich mit ihrem Engagement für die Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Bern auch für die Transformation *institutioneller* Strukturen eingesetzt hat, für die Schaffung von Räumen und die Umwandlung von Ressourcen für ein lange an den Rand gedrängtes Lehr- und Forschungsgebiet: die Geschlechterforschung. Damit beleuchten

wir einen weiteren Bereich, in dem Brigitte Studer, gemeinsam mit ihren Mitstreiterinnen, «ausgeschlossen einflussreich» agierte und ein wichtiges Erbe hinterlassen kann.

In einem Artikel für die Zeitschrift *genderstudies* schrieb Brigitte Studer 2006: «Als sich die Trägerschaft, das waren damals die Professorinnen Doris Wastl-Walter, Margaret Bridges, Claudia Honegger, Silvia Schroer, Marina Cattaruzza, Verena Niggli, Karénina Kollmar-Paulenz und ich, im Februar 2001 mit Barbara Lischetti und der eben neu angestellten Leiterin, Dr. Brigitte Schnegg, auf dem Gurten zu einer Retraite trafen, war die rasante Entwicklung der nächsten fünf Jahre noch nicht abzusehen.»[1] Der Text erschien aus Anlass eines ersten Jubiläums und wirft einen Blick zurück auf die fünfjährige Geschichte des Interdisziplinären Zentrums für Geschlechterforschung (IZFG), zu dessen Gründerinnen Brigitte Studer gehört. Nicht nur die rasante Entwicklung des IZFG nach dem Zeitpunkt seiner Gründung blieb damals unabsehbar, sondern auch, dass sie bis zu ihrer Emeritierung eine bedeutsame Rolle als Mitglied und ab 2011 als Präsidentin des Beirates spielen würde.

Selbst eine ausgewiesene und international bekannte Geschlechterhistorikerin gehörte Brigitte Studer zur Gruppe von Professorinnen, die zu Beginn des neuen Jahrtausends zusammenkamen, um ihre Forschungstätigkeiten im Bereich der feministischen Forschung und der Geschlechterforschung stärker zu vernetzen und einen institutionellen Raum für die Gender Studies an der Universität Bern zu schaffen. Unter der Leitung von Brigitte Schnegg wurde das IZFG zu Beginn der Nullerjahre in kurzer Zeit zu einem Dreh- und Angelpunkt der Schweizer Geschlechterforschung, die in dieser Zeit, mit Unterstützung von Bundesgeldern, landesweit institutionalisiert werden konnte. Das IZFG als Ort der Forschung und Lehre schlug einen für die Universitätslandschaft ungewöhnlichen Weg ein, indem neben der Grundlagenforschung, etwa im Bereich der Geschlechtergeschichte, auch der Zusammenarbeit mit NGOs und Behörden grosses Gewicht gegeben wurde. Insbesondere in den Bereichen Care, Nachhaltigkeit, Menschenrechte oder Development wurden im Auftrag und in Zusammenarbeit mit solchen Institutionen zahlreiche Forschungsarbeiten durchgeführt.

1 Studer, Brigitte: Zum IZFG Jubiläum: Ein Mitglied der Trägerschaft blickt zurück, in: genderstudies 8, 2006, 8.

Als wir beide im Februar 2016 die Leitung des IZFG übernahmen und damit auch die Neuausrichtung des Zentrums zu planen und umzusetzen begannen, stand uns Brigitte Studer als Präsidentin des wissenschaftlichen Beirats immer zur Seite. Sie begleitete uns zu den Treffen mit der Universitätsleitung und verlieh unseren Anliegen dort den nötigen Nachdruck, indem sie unsere Argumente aus der «longue durée»-Perspektive einer erfahrenen Professorin bekräftigte und der Universitätsleitung immer aufs Neue aufzeigen konnte, wie bedeutsam die Entwicklung der Geschlechterforschung für die gesamte Universität ist. Brigitte Studer hat die Entwicklung des Zentrums damit während zwanzig Jahren auf entscheidende Weise geprägt und sich in dieser Zeit immer dezidiert für die Geschlechterforschung im Allgemeinen und für ihre Verankerung und Anerkennung an der Universität Bern im Besonderen eingesetzt.

Mit Brigitte Studer verabschiedet sich die Generation der Gründungsmitglieder des IZFG nach fast zwanzig Jahren der Aufbau- und Begleitarbeit. Für uns ist das eine Gelegenheit, um uns nochmals zu bedanken, für den Mut, den Einsatz, die Beharrlichkeit und die Kreativität, mit der dieser wichtige Ort der Lehre und Forschung ins Leben gerufen und im universitären Geflecht der Universität Bern verankert wurde. Besonders bedeutsam ist, dass kommenden Generationen damit die Möglichkeit eröffnet wird, sich im Masterstudiengang oder als Mitglied der Graduate School vertieft mit Geschlechterforschung auseinanderzusetzen. Auch Brigitte Studer hat immer grossen Wert auf ihre Aufgabe als Mentorin von Nachwuchswissenschaftler*innen gelegt und sich auch in der Programmkommission der Graduate School Gender Studies für deren interdisziplinäre Ausbildung engagiert. In einem kürzlich erstellten Video für unsere Graduiertenschule hält sie fest: «Ich lerne ja auch etwas in der Graduate School. Auch für mich ist die Interdisziplinarität nicht einfach so gegeben.»[2] Diese grundsätzliche Offenheit für die Perspektiven der jüngeren Forschenden, und das genuine Interesse an anderen Arbeitsweisen, Überlegungen und Wissensbeständen hat die Zusammenarbeit mit Brigitte Studer immer ausgezeichnet. Wir danken ihr von

2 Interdisziplinäres Zentrum für Geschlechterforschung der Universtität Bern: Graduate School, verfügbar unter: https://www.izfg.unibe.ch/studium/graduate_school/index_ger.html [01.05.2020].

ganzem Herzen für ihr langjähriges und grosses Engagement, wünschen ihr alles Gute für die Zukunft und freuen uns, sie immer wieder bei uns am Zentrum begrüssen zu dürfen.

Patricia Purtschert und Michèle Amacker

Festrede zur Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Brigitte Studer am 5. Dezember 2019

Im vergangenen Sommer sagte mir Brigitte Studer, dass ich den 5. Dezember reservieren solle, da an diesem Tag ihre Abschiedsvorlesung stattfände. Ich erwiderte darauf lapidar, dass ich dieses Datum verdränge. Zu unschön fühlte sich der Gedanke an, dass Brigitte eines Tages nicht mehr als Lehrstuhlinhaberin an der Universität Bern wirken würde. Doch jetzt ist dieser Tag gekommen und mit dem Verdrängen war es spätestens bei den Vorbereitungen für diese Rede aus. Denn meine Aufgabe ist es, auf den mit Brigitte gegangenen Weg zurückzuschauen. Fast gleichzeitig starteten wir an der Uni Bern: sie als Professorin, ich als Studentin. Entsprechend war sie mir in den vergangenen mehr als 20 Jahren zuerst und dadurch massgeblich Dozentin – später dann Doktoratsbetreuerin, Vorgesetzte am Lehrstuhl und in den letzten Jahren Präsidentin und Projektleiterin am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung. All das macht sie zu jener Person, die mich auf dem akademischen Weg am meisten geprägt und begleitet hat. Folglich zeichnet diese Rede ein impressionistisches Portrait von Brigitte Studer aus Sicht einer ihrer frühen und langjährigen Schülerinnen nach:

1997 und damit ein Jahr nachdem Brigitte Studer an der Universität Bern den Lehrstuhl am Historischen Institut antrat, immatrikulierte ich mich an der Uni. So frisch vom Gymnasium erschien mir nichts interessanter als die wuchtigen, weltgeschichtlichen Ereignisse wie die Französische Revolution, die Russische Revolution oder der Zusammenbruch der bipolaren Weltaufteilung in West und Ost. Schweizer Geschichte? Das klang in meinen Ohren damals, euphemistisch formuliert, enorm unattraktiv. Warum also sich für eine Veranstaltung beim «Lehrstuhl für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte» einschreiben? Nun gut, immerhin klang der zweite Teil des Namens «Neueste Allgemeine Geschichte» einigermassen ansprechend. Und

schliesslich kam es zum entscheidenden Moment, der mich zum Studer-Lehrstuhl pilgern liess: Vor Semesterbeginn versammelten wir Studierende uns jeweils bei den Ausschreibewänden, an denen die kommenden Lehrangebote angeschlagen waren. Vor mir lasen drei Studenten die Texte des Studer-Ordinariats, grinsten sich an und meinten in jovialem Ton: «Studer – das ist doch die mit den Weibern!» In diesem Augenblick wusste ich, dass ich bei Brigitte Studer studieren will. Weil erstens war klar, dass solch chauvinistische Studenten wohl kaum in Brigittes Seminaren sitzen. Zweitens vermochten ihre Lehrveranstaltungen offenbar Widerstand und Unbehagen auszulösen, was mir vielversprechend erschien. Und ja, das «mit den Weibern» – also Frauen- und Geschlechtergeschichte – ja das klang hochspannend!

Bereits im Proseminar erhellte sich mir und mit jeder weiteren Lehrveranstaltung bei Brigitte wurde deutlicher, was es bedeutete, bei ihr zu studieren und um welchen Ort es sich beim Ordinariat Studer handelte. An dieser Stelle sollen einige Schlaglichter auf diesen Ort geworfen werden:

Als Erstes fiel auf, dass die Lehrveranstaltungen von Brigitte Studer schlichtweg der Ort waren, wo die coolen Studentinnen sassen und wo die wenigen männlichen Studenten oft kaum das Wort ergriffen oder zumindest nicht dem sonst so bekannten Mansplaining verfielen. Insbesondere mit ihrem Schwerpunkt auf Geschlechtergeschichte zog Brigitte Studer feministische, engagierte, hochmotivierte, kritische und auch aktivistische Studentinnen an. Frau traf sich über die Jahre immer wieder in ihren Seminaren und Vorlesungen. Brigittes Lehrveranstaltungen waren also auch der Ort, wo Freundschaften entstanden und wo frau Weggefährtinnen fand.

Der Lehrstuhl von Brigitte Studer war zudem der Ort, wo die Uni nicht nur an der Uni stattfand. Damit sind nicht nur Exkursionen in Archive oder Bibliotheken gemeint. Die waren auch bei anderen Lehrstühlen üblich. Bei Brigitte Studer fand die Uni darüber hinaus auch an eher ungewöhnlichen Orten statt, beispielsweise bei einem gemeinsamen Filmbesuch in der Berner Reitschule.

Die Uni gestaltete sich bei Brigitte Studer aber umgekehrt auch als Ort, an dem ausserakademische Gäste und Gästinnen zu Lehrveranstaltungen willkommen waren. Im Seminarraum diskutierten wir Studierende mit Nationalrätinnen, mit einer Vertreterin der Anti-Globalisierungsbewegung, mit einem anarcho-syndikalistischen Aktivisten oder mit einer Bundesrätin.

Das weist einerseits bereits auf die inhaltliche Ausrichtung von Brigitte Studers Wirken als Dozentin hin und andererseits darauf, was uns Studer-Schüler*innen so interessierte und inspirierte. In ihren Lehrveranstaltungen – und generell in ihrem akademischen Schaffen – standen gewisse Fragen und ein spezifischer Fokus im Mittelpunkt. Zentral darunter war sicherlich der Blick auf die Geschlechterverhältnisse und damit verknüpft auf die Handlungsspielräume von Frauen. Diesen Blick verband Brigitte stets mit der Frage nach staatlicher wie nichtstaatlicher Macht sowie mit der Frage nach Inklusions- und Exklusionsmechanismen. Und so lernten wir, neue Fragen an bekannte Gegenstände zu stellen, gewisse Gegenstände überhaupt als historiografisch relevant zu entdecken, gängige Geschichtsbilder und Begrifflichkeiten kritisch zu hinterfragen und die Geschichte um die Perspektive marginalisierter Personen und Gruppen zu erweitern. Brigitte inspirierte uns, mit der Kategorie Geschlecht, mit einer anderen sozial relevanten Kategorie oder mit intersektional verwobenen Differenzachsen den Blick auf jene zu richten, denen der Zugang zu Machtpositionen verwehrt blieb.

Mit diesem analytischen Zugang wurde für mich auf einmal jeder inhaltliche Schwerpunkt von Brigittes Lehrtätigkeiten spannend. Unabhängig, ob das nun das Frauenstimmrecht, die Komintern, der Landesstreik, der Schweizer Sozialstaat oder ein anderes Thema war. Und so stand das Ordinariat Studer letztlich für den Ort, der bei mir das Interesse und die Begeisterung für Geschichte – und eben auch für Schweizer Geschichte – weckte.

Brigitte Studer vermittelte als Dozentin aber nicht alleine einen spezifischen analytischen Blick und vielfältige inhaltliche Schwerpunkte. Brigitte Studers Lehre war immer auch der Ort, wo geschichtswissenschaftliches Handwerk gelehrt und gelernt wurde. Und zwar akribisch: vom Archivgang zum Quellenstudium über das Formulieren von Thesen, der Anwendung von Theorien und Konzepten bis hin zur Lektüre französischer Texte und Quellen, zum Zeitmanagement bei Referaten und zur Orthografie. Das Ordinariat Studer war also – und diese Behauptung stammt aus sicheren Quellen – durchaus auch ein Ort der Strenge, der nicht nur mir oft ziemlichen Respekt einflösste. Mit der Zeit wusste ich aber alleine anhand der Intonation von Brigittes charakteristischem «Ah, bon», ob ich mich mit meiner Arbeit auf dem richtigen Weg befand oder nochmals etwas zulegen musste. Ja, ich glaube, als Studierende imponierte uns einfach auch das Wissen und Können von Brigitte. Zugleich war es unter anderem genau das, was mich und wohl

auch andere angetrieben hat. Angetrieben zu mehr: mehr wissen zu wollen, schärfer analysieren zu können, eingängiger verstehen zu lernen, präzisere und interessantere Fragen zu stellen – und diese Freude und Neugier an Geschichte und historischem Arbeiten zu erfahren.

Das waren nun Erinnerungen einer Schülerin. Zugleich sind diese Erinnerungen eben auch «Memories for the future». Im mehrfachen Sinne hat Brigitte Studer an der Uni Bern Geschichte geschrieben – und dabei Spuren bei Studierenden hinterlassen. Und zwar in Form von Standards, Inhalten, Analyseblicken, Fragen und Inspirationen. Mit all dem bereicherte und prägte Brigitte Studer jüngere Generationen von Historiker*innen und durch diese wirkt das Schaffen von Brigitte Studer in vielfältiger Form weiter.

Merci, Brigitte, für all das!

Fabienne Amlinger

Einleitung

Lisia Bürgi und Eva Keller

«[T]oucher à un aspect de l'ordre social des sexes met en mouvement l'ensemble.»[1] So brachte Brigitte Studer in ihrem 1996 erschienenen Aufsatz *L'état c'est l'homme* die (männliche) Skepsis gegenüber der Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in der Schweiz auf den Punkt. Sie machte damit auch deutlich, wie scheinbar kleinräumiges Handeln innerhalb eines politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Gefüges weitreichende Folgen entfalten kann. Diese Feststellung ermutigt dazu, den Fokus historischer Analyse auf die Frage zu legen, wie diejenigen Menschen, die von institutionalisierten Machtpositionen ausgeschlossen waren, dennoch Einfluss nehmen und ihre Handlungsspielräume ausloten konnten.

Wie lohnenswert diese Perspektive ist, zeigt sich insbesondere bei der Beschäftigung mit Geschlechterverhältnissen und den Handlungsspielräumen weiblicher Subjekte. Fragen nach deren Bedeutung für die Entstehung und Entwicklung staatlicher und nichtstaatlicher Machtstrukturen prägten denn auch Forschung und Lehre von Brigitte Studer. Dabei schaffte sie es immer wieder, gängige Geschichtsbilder kritisch zu hinterfragen und um die Perspektive marginalisierter Gruppen und Personen zu erweitern. Die Schwerpunkte der jahrzehntelangen Forschungs-, Publikations- und Lehrtätigkeit von Brigitte Studer sind dabei breit gefächert: von der Geschichte des Sozialstaats und der Sozialpolitik über Konzepte von Staatsbürgerschaft und -zugehörigkeit, Geschlechtergeschichte und Feminismus bis hin zur Sozial- und Kulturgeschichte des Kommunismus und Stalinismus. In verschiedenen

1 Studer, Brigitte: L'état c'est l'homme: Politique, citoyenneté et genre dans le débat autour du suffrage féminin aprés 1945, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 46, 1996, 356–382, 382. Für die vielfältige Unterstützung bei der Konzeptualisierung, Umsetzung und Publikation der vorliegenden Festschrift danken wir ganz herzlich: Silvia Berger Ziauddin, Vera Blaser, Therese Dudan, Flavio Eichmann, Leo Grob, André Holenstein, Sonja Matter, Timo Probst und Matthias Ruoss.

zeitlichen und geografischen Kontexten setzte sie sich mit den Dynamiken und Logiken sozialer, politischer und wirtschaftlicher Zusammenhänge auseinander und schenkte den Geschlechterverhältnissen dabei stets besondere Aufmerksamkeit.

Auch die vielfältigen sozialen Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre stellten – um im Rahmen dieser Einleitung nur ein Beispiel herauszugreifen – ein wiederkehrendes Interesse dar, das sich sowohl in ihrer Forschung als auch in ihrer Lehre widerspiegelte. So machte sie im 2011 publizierten Referat *1968 und die Formung des feministischen Subjekts* deutlich, wie die neue Frauenbewegung gleichzeitig aus der weiterhin männlich dominierten neuen Linken heraus und in Abgrenzung dazu entstanden war. Den Aktivistinnen der neuen Frauenbewegung sei es darum gegangen, «die analytischen und praktischen Aporien in den Geschlechterverhältnissen aufzudecken und den Sekundärstatus der Frauen in der linken Theorie und Praxis zu konfrontieren».[2] Da auch gesellschaftskritische soziale Bewegungen weitgehend herrschende Machtverhältnisse reproduzieren, ermöglicht der Fokus auf die dabei greifenden Exklusionsmechanismen neue Perspektiven auf die Logiken und Dynamiken bestehender Strukturen. Oder um es in den Worten Brigitte Studers zu formulieren: Sie sieht darin einen «seltenen Möglichkeitsraum», der einen kritischen Blick auf «die kulturellen Normen hinter den stillen gesellschaftlichen Abmachungen» erlaubt.[3]

Brigitte Studer inspirierte nicht nur ihre Schüler_innen, das Augenmerk auf ebendiese Möglichkeitsräume zu richten und diejenigen zu fokussieren, die in traditionellen Machtsystemen aussen vor bleiben. So ist es nur naheliegend, genau diese historischen Akteur_innen und Gruppen auch ins Zentrum der vorliegenden Festschrift zu stellen: Menschen, denen der Zugang zu institutionalisierten Machtpositionen aus verschiedenen Gründen verwehrt oder erschwert wird – oft, aber nicht ausschliesslich, aufgrund von Exklusionsmechanismen entlang der Differenzlinien *gender, class* und *race.* Dabei soll insbesondere danach gefragt werden, inwiefern es Vertreter_innen dieser Gruppen gelang, ihre Ressourcen und Handlungsspielräume trotz Ein-

2 Studer, Brigitte: 1968 und die Formung des feministischen Subjekts (Wiener Vorlesungen im Rathaus, Bd. 153), Wien 2011, 49.

3 Ebd., 50 f.

schränkungen zu nutzen und so die Grenzen existierender Machtstrukturen auszuloten.

Diese Fokussierung erlaubt in verschiedener Hinsicht wertvolle Erkenntnisse. So kann einerseits die Analyse der Strategien marginalisierter Gruppen aufzeigen, in welcher Weise die Akteur_innen Nischen innerhalb des Systems zu ihren Gunsten zu nutzen wussten. Andererseits kann anhand der Auswirkungen ebendieser Strategien auf bestehende Machtverhältnisse der Erfolg sozialer Bewegungen, kollektiven Handelns oder auch des Engagements von Einzelakteur_innen sichtbar gemacht werden. Wie die Bandbreite der vorliegenden Aufsätze deutlich macht, kann die Frage, inwiefern es strukturell benachteiligten Akteur_innen gelang, die politischen, sozialen oder wirtschaftlichen Rahmenbedingungen zu prägen, auf unterschiedlichste Weise beantwortet werden.

Der vorliegende Band vereint dreizehn Aufsätze von Schüler_innen und Weggefährt_innen Brigitte Studers, die sich der Verhandelbarkeit von Macht und der Rolle marginalisierter Akteur_innen widmen. Die einzelnen Beiträge bringen dabei unterschiedlichste Perspektiven ins Spiel und verdeutlichen eine Vielzahl von Möglichkeiten, sich mit den Dynamiken von Machtverhältnissen und -strukturen auseinanderzusetzen. Der Aufbau des Bandes nimmt diese Diversität auf und gliedert die Beiträge in drei thematisch gebündelte Teile.

Unter dem Titel «gemeinsam bewegen und verändern» widmen sich die Beiträge des ersten Teils den Strategien marginalisierter Gruppen, sich Gehör, Einflussnahme und letztlich Macht zu verschaffen. Caroline Arni skizziert die Lebensrealitäten von Fabrikarbeiterinnen im Zürcher Oberland um 1946 und thematisiert deren Nutzung ihrer engen Handlungsspielräume für eine Verbesserung ihrer eigenen Situation. Auch bei Regula Ludi und Matthias Ruoss stehen Frauen und deren Möglichkeiten zur Einflussnahme im Zentrum: Am Beispiel der Neucodierung von Freiwilligenarbeit durch die Neue Frauenbewegung werden Erfahrungen und Lernprozesse deutlich, die das feministische Engagement in der Schweiz des 20. und 21. Jahrhunderts prägten und prägen. Carola Togni thematisiert ebenfalls feministische Strategien und konzentriert sich dabei auf die Arbeitslosenversicherung in der Schweiz. Sie verfolgt die Veränderungen von Argumentationsstrategien und Positionen verschiedener feministischer Gruppierungen im Verlauf des gesamten 20. Jahrhunderts und macht so deutlich, wie der Hebel der Sozialver-

sicherungen dazu dienen konnte, vergeschlechtlichte Rollenzuschreibungen als Ganzes infrage zu stellen. Das Engagement von Schweizer Feministinnen in internationalen Organisationen ist daraufhin Thema des Beitrags von Marc Perrenoud. Seine Analyse diplomatischer Dokumente der Zwischenkriegszeit zeigt, wie die Mitwirkung im Völkerbund oder in der Internationalen Arbeitsorganisation, ILO, Schweizer Frauen eine Vielzahl neuer Handlungs- und Gestaltungsspielräume eröffnete. Leo Grob schliesslich bringt in seinem Beitrag weitere Perspektiven ins Spiel: Er legt den Schwerpunkt auf die Arbeitskämpfe in den italienischen Fabriken der Alusuisse in den 1970er-Jahren. Er zeigt dabei nicht nur die Bandbreite gewerkschaftlichen Handelns auf, sondern verdeutlicht auch die Dynamiken der Machtkämpfe zwischen Belegschaft, Management und Staat.

Im zweiten Teil des Bandes stehen «individuelles Handeln und geteiltes Erfahren» im Fokus: Konkret geht es um Auseinandersetzungen einzelner Akteur_innen mit dem Erleben von Macht und Ausschluss. Gabriella Hauch zeichnet das Leben der österreichischen Sozialistin Isa Strasser nach, wobei ein besonderes Augenmerk auf ihrer Zeit in Moskau (1923–1928) liegt. Sie verdeutlicht darin die frauenspezifischen Herausforderungen innerhalb des intellektuellen kommunistischen Milieus und den Umgang damit. Bernhard C. Schär widmet seinen Beitrag Johanna van den Berg, der beinahe aus den Quellen getilgten Partnerin eines Nidwaldner Söldners in Indonesien. Er verbindet darin die persönlichen Lebenserfahrungen van den Bergs mit einer breiteren Perspektive auf die kolonialen Verstrickungen der Schweiz. Zurück in die Schweiz führt daraufhin der Beitrag von Kristina Schulz, die sich anhand des Welschlandjahrs mit einer Geschichte des Sorgens und Dienens in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auseinandersetzt. Erfahrungen einzelner Welschlandgängerinnen ermöglichen, Situationen der Verwundbarkeit deutlich zu machen, was sich in deutlich verschärftem Mass auch bei heutigen Care-Migrant_innen zeigt.

Die Verhandelbarkeit von Macht und die Nutzung unterschiedlicher Deutungsstrategien verbindet die Beiträge des dritten Teils dieses Bandes, die im Zeichen von «Deuten und Erinnern» stehen. André Holenstein stellt mit der Aushandlung des Landfriedens von 1713 Missverhältnisse zwischen faktischen und institutionellen Machtpositionen in den Mittelpunkt und thematisiert unterschiedliche Strategien zu deren Beseitigung. Er macht damit am Beispiel der Alten Eidgenossenschaft auch deutlich, aus was für einer Vielfalt

von Quellen sich Macht nähren kann. Roman Rossfeld widmet sich daraufhin dem Tod des Füsiliers Sales Vogel am 10. November 1918 und dessen Rolle beim Ausbruch des Schweizer Landesstreiks. Er ergründet detailliert die unterschiedlichen Interpretationen von Vogels Tod durch die Konfliktparteien und verdeutlicht die Bedeutung von Deutungsstrategien in Aushandlungsprozessen und erst recht bei der Eskalation von Machtkämpfen. Die Frage der Deutungshoheit spielt auch für den Beitrag von Regina Wecker eine zentrale Rolle: Sie geht der Frage nach, welche Bedeutung dem Jahr 1967 und der Hippie-Bewegung für diejenigen Entwicklungen zukommen sollte, die unter der Chiffre 1968 zusammengefasst werden. Ihre lebhafte Skizze der Hippies in der Schweiz verdeutlicht dabei unter anderem das in vielen Studien zu 1968 weitgehend brachliegende Potenzial einer konsequenten Auseinandersetzung mit der Kategorie Geschlecht. Patrick Kury zeigt in seinem Beitrag, wie vorherrschende Narrative die Erfahrungen bestimmter Gruppen aus dem historischen Gedächtnis tilgen können. Anhand des Umgangs der schweizerischen Behörden mit jüdischen Flüchtlingen aus Ägypten 1956/57 zeigt er, dass diese, trotz einer verstärkten Beschwörung der vermeintlichen humanitären Tradition der Schweiz, im Vergleich zu den Flüchtenden aus Ungarn 1956, deutlich geringere Chancen auf Aufnahme hatten. Eine Tatsache, die in der heutigen Erinnerung an die Schweizer Migrationspolitik nach dem Zweiten Weltkrieg kaum Platz findet. Sacha Zala schliesslich, setzt sich mit den Ambivalenzen historischer Deutung auseinander: Sein Beitrag ist Carl Lutz gewidmet, der für die Rettung von 62'000 Jüdinnen und Juden während des Zweiten Weltkriegs als «Gerechter unter den Völkern» ausgezeichnet wurde und internationale Bekanntheit erlangte. Ebendieser Lutz äusserte sich in einer konsularischen Korrespondenz aus den 1950er-Jahren offen rassistisch und begrüsste die Segregation in den USA und in Südafrika – ein deutlicher Hinweis auf die Herausforderungen historischer und zeitgenössischer Würdigung.

Die damit kurz umrissenen Beiträge machen so jeder auf seine Weise Phänomene deutlich, die sich scheinbar an den Rändern institutionalisierter Machtstrukturen abspielten aber dennoch dazu beitrugen, Machtverhältnisse infrage zu stellen, zu unterlaufen oder gar umzukehren – und so ausgeschlossen einflussreich waren. Die vielfältigen Auseinandersetzungen zeigen so auch, dass die geschichtswissenschaftliche Auseinandersetzung mit Frauen und anderen, teils mehrfach diskriminierten Gruppen keineswegs eine Frage

der *political correctness* darstellt, sondern unverzichtbar ist, um die Entstehung und den Wandel von gesellschaftspolitischen Dynamiken, Prozessen und Logiken zu verstehen.

Gerahmt wird der Hauptteil von mehreren Beiträgen, die veranschaulichen, wie Brigitte Studer uns alle als Forscherin, als Doktormutter, als Hochschullehrerin, als Freundin geprägt hat. Ihnen möchten wir uns hier anschliessen und Brigitte Studer unseren herzlichen Dank aussprechen: Für die Freiheit, zu forschen worüber wir wollten, für die Inspiration, sich Themen abseits der Taten grosser Männer zuzuwenden und für die vielen Beiträge zur schweizerischen Geschichtswissenschaft, die ohne sie deutlich geschlechtsblinder und auch sonst um vieles ärmer wäre.

1. Gemeinsam bewegen und verändern

Die Frauen, die Fabrik und die Mutter des Autors

Caroline Arni

Eins

Es gibt nicht viele Ausrufezeichen in diesem Text, den eine Schülerin der Sozialen Frauenschule Zürich 1946 als Diplomarbeit einreicht. Gotthelfs Lob des häuslichen Lebens macht den Auftakt, und Auslassungspunkte, auch Fragezeichen zeigen an, wo sich die Autorin des Urteils enthält, das ihr auf der Zunge liegt. Es gelingt ihr nicht immer. Meist jedoch verfährt sie, wie ihr aufgetragen ist: mit nüchternem Blick, in sachlicher Sprache. Auf Seite 30 allerdings geht es nicht anders: «In einer Familie kocht der Grossvater – er hat früher auch die Kinder gewickelt und gepflegt!»[1]

Häufiger übernehmen die Grossmütter, noch häufiger aber sind Versorgung der Kinder und Haushalt in der Verantwortung der Frauen. Die grosse Wäsche abends, meist am Freitag, selten mithilfe einer Waschfrau, geflickt und genäht wird nachts, nach allem andern, die Zimmer putzen sie im Vorbeigehen, in der Küche kochen sie vor, nutzen Dampfkochtopf und Kochkiste, aber greifen nicht zu Fertigspeisen, an Konserviertem kommt nur Selbstgemachtes auf den Tisch, Eingekochtes aus dem eigenen Garten. Sterilisiert wird abends oder sonntags, «dabei helfen die Männer fast ausnahmslos». Überhaupt der Garten – er wird «allgemein vom Mann besorgt».[2]

Auch im Haus helfen die Männer mit. Fünfzig Prozent von ihnen halten es «für selbstverständlich, dass nach der gemeinsamen Erwerbsarbeit auch der Haushalt zusammen besorgt wird».[3] Sie rüsten Gemüse, manche kochen das Mittagessen, putzen Böden, machen die Kinder krippenfertig. Das ist die eine Hälfte im Sample, nicht die Mehrheit und nicht die Minderheit, nicht alles und nicht nichts. Und in einer Familie kocht der Grossvater. Früher,

1 Von Monakow 1946, 30.

2 Ebd.

3 Ebd.

vermutlich als die Kinder noch klein waren, hat er sie gewickelt und gepflegt. Als sie noch klein waren und er sah, dass es in einem Haushalt alle Hände braucht.

Zwei

Die Frauen? Nicht alle haben einen Ehemann, manche sind geschieden oder verwitwet, Schwestern schauen nach den Kindern, wenn diese nicht in der Schule sind oder in der Krippe, oft die Grossmütter. Manche Kinder «verwildern» auf der Strasse oder finden sich zurecht und machen die Betten.[4] Und die Frauen? Frau H. steht um halb fünf auf, kocht das Mittagessen vor, nimmt die Kinder auf, bringt sie zur Grossmutter, verknüpft in der Fabrik an drei Webstühlen gerissene Fäden, versorgt in der Mittagspause die Familie, macht Betten und Zimmer, geht zurück in die Fabrik und nach Feierabend einkaufen, bereitet das Nachtessen zu, versorgt die Kinder, flickt zerrissene Kleider, strickt Strümpfe, schläft ein. Vielleicht spürt sie, bevor der Schlaf kommt, wie ihr Herz unregelmässig schlägt. Nicht deswegen nimmt sie regelmässig Tabletten, sondern um sich wach zu halten.[5]

Die Arbeit in der Fabrik gefällt den Frauen.[6] Gründe gibt es viele. Es ist das einzige Einkommen und selbst das reicht nicht aus, wird aufgebessert mit Pensionären oder Heimarbeit. Oder, häufiger: Ein Lohn, der des Mannes, reicht nicht für alles, nicht für Medikamente und um etwas auf die Seite zu legen, für die Ausbildung der Kinder; alte Eltern sind zu versorgen, das Geld für die Babywäsche fehlt.[7] Nur überleben ist nicht genug. Die Frauen wissen um die Notwendigkeiten und die Spielräume. Und sie haben Wünsche. In zwei Drittel der Familien verwalten sie das Geld. Sie verfügen über Ausgaben, berechnen und rechnen aus, bringen auf den Nenner einer Zahl, was ihnen wichtig ist: nicht auf Almosen angewiesen sein. Oder: nicht abhängig sein vom Geld der Männer.[8]

4 Ebd., 45.

5 Vgl. zur ausführlichen Schilderung des Tagesablaufs von Frau H.: Ebd., 1 f.

6 Vgl. ebd., 26.

7 Vgl. ebd., 12 f.

8 Vgl. ebd., 19.

Drei

1946 hat Beate von Monakow für ihre Diplomarbeit aufgeschrieben, was die Frauen ihr erzählt, was die Männer eingeworfen haben, wie viele dieses und wie viele jenes gesagt haben. Sie hat auch beobachtet, wie sauber Räume sind und die Kleider der Kinder, wie müde und bestimmt die Frauen. Ihre Gesprächspartnerinnen hat sie sorgfältig ausgewählt: fünfzig verheiratete Textilarbeiterinnen im ländlichen Teil des Kantons Zürich, wo es für Frauen wenig andere Verdienstmöglichkeiten als die Fabrik gibt und wo die Industrie Landwirtschaft und Gewerbe ergänzt.[9] Was Frauen tun, ist selten selbstverständlich, und jetzt, nach dem Krieg, interessiert die Beobachterinnen und Beobachter des Sozialen, was Beate von Monakow so formuliert: «der Einfluss der Fabrikarbeit der verheirateten Frau auf Haushalt, Kindererziehung, Familienleben, Gesundheit der Arbeiterin».[10]

Natürlich nicht erst jetzt. Schon die Sozialwissenschaften des 19. Jahrhunderts haben sich der Thematik angenommen. «Die Arbeiterin!» – eine Heimsuchung des industriellen Zeitalters, eine historische Aberration.[11] Die jungen Frauen wünscht man in die Haushalte der andern, als Dienstbotinnen, wo sie beaufsichtigt sind. Die Mütter in den Haushalt, man entdeckt sie dort um die Jahrhundertwende und dass es wichtig ist, was sie ihren Kindern kochen; bald wird man sich zu fragen beginnen, wie sie sich zu ihren Kindern stellen, welche Gefühle sie hegen und ob sie im richtigen Mass lieben, nicht zu viel und nicht zu wenig.[12] Von Anfang an ist sie ein Problem, die Fabrikarbeiterin, und von Anfang an arbeiten Frauen in Fabriken. Auch die Mütter, sobald der Lohn dort die Bezahlung einer einfachen Dienstmagd, ei-

9 Die Autorin schlüsselt nicht nach Nationalität auf, wir wissen also nicht, ob ihr Sample einen Anteil jener Ausländerinnen umfasst, die von 1941 bis 1960 besonders stark zum Anstieg der Frauenwerbsquote beitrugen. Siehe hierzu: Magnin 2002, 388.

10 Von Monakow 1946, 2. Zur Serie von Forschungsarbeiten, die zwischen 1945 und 1970 in der Schweiz zur Frage der erwerbstätigen Mütter verfasst wurden, siehe: Magnin 2002; Sutter 2005, Kapitel 4.

11 Vgl. Scott 1988; Studer 2000.

12 Ross 1993; Vicedo 2013.

ner Waschfrau oder einer Spetterin ermöglicht oder wenn der Lohn notwendig und die Hausarbeit ohne Hilfe zu schaffen ist.[13]

Beate von Monakow will nur beobachten, nicht urteilen. Aber sie kommentiert. Die kleinen und die grossen Entscheidungen, was die Frauen in der Küche tun und wie sie ihre Zeit aufteilen. Das Vorbereiten von Mahlzeiten erleichtert ihnen den Alltag, ja, aber es «muss doch darauf hingewiesen werden, dass durch Vorkochen und Aufbewahren der Gemüse im Wasser wertvolle Nährwerte verloren gehen».[14] Und im Mindesten die «Frage» drängt sich auf, «ob die Kinder in anderer Beziehung nicht ebensoviel verlieren, als sie durch die Lehre gewinnen, wenn die Mutter während der ganzen Kindheit nicht Zeit fand, sich genügend mit ihnen abzugeben».[15] Es sei, sagt sie, im Einklang mit Juristen und Politikern, «eine der berechtigten Forderungen des Familienschutzes, die Hausmutter wieder der Familie zurückzugeben».[16]

Und was sagen die Frauen?

Die Arbeit in der Fabrik gefällt ihnen. Sie gefalle ihnen, sagen sie, und: Wenn es nicht nötig wäre, würden sie sie nicht machen.[17] Viele Männer versorgen am Feierabend und an den Wochenenden den Garten, manche frühmorgens die Kinder, andere rühren nichts an zuhause und ein Grossvater kocht.

Vier

Man kann das einordnen: Noch immer gibt es hier, kurz vor Mitte des 20. Jahrhunderts, das sogenannt vorindustrielle familienökonomische Modell, bei dem unterschieden wird in Männerarbeit und Frauenarbeit, aber nicht geteilt in (männliche) produktive Arbeit und (weibliche) reproduktive Tätigkeiten. Alles, was getan werden muss, damit Menschen überleben, ist

13 Aufschlussreiches Material zu dieser Handlungsrationalität haben wir für das 19. Jahrhundert in den Akten des Basler Dienstbotenrichters gefunden.

14 Von Monakow 1946, 30.

15 Ebd., 16.

16 Ebd., 1. Vgl. zum 1945 verfassungsrechtlich verankerten Konzept des «Familienschutzes»: Studer 1997.

17 Vgl. von Monakow 1946, 26.

Arbeit.[18] Lässt sich diese Geschichte im Modus der Bewahrung auch umkehren? Vom Kopf auf die Füsse stellen, so dass eine Avantgarde dabei herauskäme: Denn wird hier nicht ein Modell des Zusammenlebens praktiziert, das heute als gerecht und tauglich gilt, als zukunftsweisend? Das wäre eine Geschichte nicht im Modus des *Noch*, sondern eine im Modus der Antizipation: *Schon* lange bevor die Wortgewandten daraus ein Modell machen sollten, haben sich proletarische Paare die Haus- und die Erwerbsarbeit geteilt und mit dritten – Schwestern, Grosseltern, Freundinnen – zusammengespannt, haben etwas erfunden, ohne es zu erfinden, denn sie gaben ihm keinen Namen.[19]

Keine dieser beiden Geschichten ist wahrer (oder unwahrer) als die andere. Und beide überspielen im *Noch immer* oder *Schon jetzt* eines Modells etwas, das die Erzählung im einen wie im andern Fall einreisst: Was heisst es denn, wenn die Frauen sagen, dass ihnen die Arbeit in der Fabrik gefällt und dass sie sie lieber nicht tun würden? Dass sie keine Avantgarde sein wollen und dass ihnen nichts am Bewahren von Modellen liegt. Was dann? Verfallen sie einer Täuschung, gleich zweimal? Wenn sie sich schönreden, was eine Zumutung ist, die Arbeit in der Fabrik, die zu grosse Hetzerei zu den zu tiefen Löhnen? Und wenn sie den Haushalt vorziehen, in dem die Familienschützer sie haben wollen, unterliegen sie dann einer ideologischen Verblendung und unterhalten ein falsches Bewusstsein, lassen sich vereinnahmen von einer umgekehrten Zumutung? Widersprechen sie sich eigentlich? Eingeklemmt zwischen materiellen Notwendigkeiten und sozialen Normen?

Vielleicht wäre eine andere Geschichte zu erzählen, eine, die von Urteilskraft handelt.

Den Frauen gefällt die Arbeit in der Fabrik und sie würden sie lieber nicht machen. Was heisst das? Sie tun sie, weil damit etwas möglich wird: ein eigenes Einkommen, die frische Babywäsche, eine Ausbildung für die Kinder. Und sie würden gern darauf verzichten, weil auch ohne genug zu tun ist. Es ist keine Frage alternativer Weisen, Frau zu sein, sondern immer eine Anstrengung, die sie gleich viel kostet, Schritte, Herzschläge, Aufmerksam-

18 Vgl. Scott/Tilly 1984.

19 Der Befund, dass vor allem in der Arbeiterschaft Männer im Haushalt mithalfen, findet sich auch in anderen Studien der Zeit. Vgl. Sutter 2005, 127 f.

keit, ob sie Lohn einbringt oder nicht. Ihre Körper stiften ein Kontinuum zwischen dem, was andere aufteilen, nach geschöpftem oder ungeschöpftem Wert. (Aber was gilt als Wert?) Deshalb kommen manche auf die Idee, sich abzusprechen und laut *alles* Arbeit zu nennen, was Frauen tun.[20]

Es gibt mehr zu sagen von diesen Frauen, als dass sie Notwendigkeiten ausgeliefert sind oder sich den Normen anderer ausliefern: Sie entscheiden, was nötig ist und welche Wünsche zum Nötigen gehören. Dann ist alles eine Frage davon, wie sich Zeit in Geld verwandeln lässt und Geld in Zeit, und wie es sich bewerkstelligen lässt, dass von beidem so viel da ist, dass die Körper und die Wünsche überleben können.

Wie sähe die Geschichte der Arbeit, die Geschichte der Familie, die Geschichte der Geschlechter und Klassen aus, wenn sie als eine Geschichte der Urteilskraft der Frauen geschrieben würde?

Fünf

In seinem autobiografischen Essay *Retour à Reims* beschreibt der französische Autor Didier Eribon, wie er nur deshalb eine weiterführende Schule besuchen und schliesslich an die Universität gehen konnte, weil seine Mutter in der Fabrik arbeitete. Sie hatte die Stelle während einer Phase der Arbeitslosigkeit ihres Ehemannes angetreten und gab sie danach nicht wieder auf, liess den Mann reden, von den Frauen, denen es nicht gut anstünde, «Arbeiterin» zu sein. Sie liess ihn reden, und er setzte sich am Feierabend gegenüber der Fabrik ins Café, um sie zu beobachten, ob sie abzweige vom Heimweg, woandershin.[21]

Eribon trägt in diesem Text auch wissenschaftliche Debatten aus. Denn es wird darüber gestritten, wer von wo aus was sehen kann. Nur drei Seiten bevor er auf die Fabrikarbeit seiner Mutter zu sprechen kommt, wendet der Autor sich gegen eine Soziologie oder Philosophie, die sich auf den Standpunkt der Akteure stellt, um von dort aus die Verhältnisse zu ergründen. Nur «Stenografie» komme dabei heraus, zum reinen Aufschreiben verkom-

20 Vgl. Isler 2019; Federici/Austin 2017; Arni 2020.

21 Vgl. Eribon 2010, 54 f., auch: 82 ff.